
Klaus Wahl

Strategien für die Weiterentwicklung der Gewaltprävention in der Bundesrepublik Deutschland aus der Sicht der Wissenschaft

In den wenigen Minuten, die ich habe, kann ich nur ein paar stichwortartige Vorschläge zu *Problemen, Prioritäten, Zielen und Mitteln* einer Strategie machen. Das geht nicht, ohne heilige Kühe zu schlachten und auch ein wenig in politischen und organisatorischen Gärten zu wildern, die nachher von anderen Expert*innen sorgfältiger bepflanzt werden. Danach möchte ich an einem konkreten *beispielhaften Vorschlag* die Essentials einer Strategie durchdeklinieren und ein Fazit ziehen.

Zuvor angesichts der in den Wissenschaften, in Politik und Öffentlichkeit kursierenden vielen engeren oder weiteren Definitionen von Aggression und Gewalt (z.B. physische, psychische, strukturelle etc. Gewalt) kurz mein Begriffsverständnis:

- *Aggression* nenne ich die in der Evolution entwickelten individuellen und sozialen Mechanismen zur Sicherung oder Selbstbehauptung der eigenen Person oder Gruppe und ihres Wohlergehens bzw. zur Gefahrenabwehr und Ressourcengewinnung durch schädigende Mittel gegenüber anderen. Diese Mechanismen werden durch psychische und soziale Bedürfnisse, Emotionen und sonstige Faktoren aktiviert oder gehemmt.
- *Gewalt* nenne ich die Teilmenge von angedrohter oder realisierter Aggression, die durch Gesellschaften und Staaten historisch und kulturell variabel normiert, gewünscht oder bestraft wird. Gewalt ist oft in soziale Hierarchien (z.B. Eltern – Kind, Staat – Bürger) eingewoben (vgl. Wahl 2013, 6-13; Wahl & Wahl 2013, 16-17).

1. Annäherung an die Probleme

Es hilft oft, Probleme zunächst aus der Ferne zu betrachten, um den Wald zu sehen, bevor man sich zwischen den vielen Bäumen verirrt. So empfiehlt sich ein philosophischer Blick – oder was ein Besucher aus dem Weltall bei uns sehen würde.

Beim Anflug auf eine große Erde voller Gewalt sähe er ein kleines, relativ friedliches Deutschland mit etwa einem Prozent der Erdbevölkerung, das ein Flugzeug in kaum einer Stunde überfliegen kann, sich aber den Luxus von 16 noch kleineren Bundesländern leistet. Das friedliche kleine Land ist besorgt über Gewalt und Sicherheit. Es ruft zum „Kampf gegen Gewalt“, verbreitet aufgeregten Aktionismus, tut aber wenig, was Gewalt tatsächlich vorbeugt. Eine Reihe von Bundesministerien, 16 mal x Länderministerien und weitere Sponsoren verteilen mit der Gießkanne nach dem Förderprinzip „*anything goes*“ Geld an zahllose große und kleine Einrichtungen, Organisationen und Initiativen, die behaupten, Gewalt zu bekämpfen. Die unter der Fahne der Gewaltprävention aktiven Praktikerinnen und Praktiker an der Basis sind auch sehr kreativ, engagiert, hoch moralisch, strengen sich ungeheuer an, aber sie *erfinden das Rad immer wieder neu*. Auch muss festgehalten werden: Gut gemeint ist noch lange nicht gut gemacht. Die meisten der Programme, Modellprojekte und Mühen bleiben den empirisch-wissenschaftlich festgestellten Nachweis schuldig, Gewalt nachhaltig einzudämmen.

Oft wird mit überholtem Lehrbuchwissen, alltagspsychologischen Annahmen oder wissenschaftlich fragwürdig zustande gekommenen *best practice*-Empfehlungen gearbeitet. So werden viel Arbeitskraft und Steuergeld verschleudert, weil Praktiker*innen nicht das Wissen und Handwerkszeug bekommen, das ihre Anstrengungen belohnt und nachweislich präventiv wirkt.

Eine neue Strategie muss also besseres Wissen und Handwerkzeug bereitstellen. Angesichts der Vielfalt der Akteur*innen muss Prävention einfach (von unterschiedlichen Personen rasch erlern- und realisierbar) und kostengünstig sein. Kann das gelingen? Wie groß und komplex ist das Problem?

Zunächst: *Wie groß ist der Aufgabenhorizont für Prävention?* Ein kurzer Blick auf drei Statistiken hilft dabei:

- *Historischer Vergleich:* Betrachtet man nur die heftigste körperliche Gewalt, die Tötungsdelikte, so sanken sie seit Jahrhunderten – wenn man die verfügbaren historischen Quellen vorsichtig interpretiert – in Mitteleuropa beträchtlich (Eisner 2003; 2014; Pinker 2011). Es gab dabei allerdings Schwankungen, auch in den letzten Jahrzehnten, in denen Präventionsprogramme existierten.

- *Internationaler Vergleich:* Im weltweiten Vergleich gehört Deutschland zu den Ländern mit der geringsten Tötungsrate (United Nations Office on Drugs and Crime 2013).
- *Innerdeutscher Vergleich:* Unterdennichtnatürlichen Todesfällen ist Gewalt als Todesursache in Deutschland nur sehr selten: 2016 gab es
 - 661 Tötungsdelikte (318 vollendeter Mord, 343 Totschlag und Tötung auf Verlangen) (Bundeskriminalamt 2017, S. 8),
 - ca. 10.000 Suizide (Statistisches Bundesamt 2017),
 - mindestens 15.000 Tote durch schlechte Krankenhaushygiene (Bundesministerium für Gesundheit 2017),
 - ca. 74.000 Tote durch Alkohol (Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen 2017),
 - ca. 120.000 Tote durch Tabak (Drogenbeauftragte der Bundesregierung 2017, S. 30).

Also: Ist alles halb so schlimm? Geht Gewalt bei uns nicht schon alleine zurück?

Die erste Antwort ist: Weit häufiger als Tötungsdelikte sind auch in Deutschland noch Körperverletzungen – und im Sinne der Opfer ist jede zu viel. Die zweite Antwort ist: Es könnte sein, dass gerade die historisch bereits sehr reduzierte Gewalt immer schwerer weiter abzubauen ist – etliche Reduktionsfaktoren sind bei uns eben schon relativ ausgereizt, z.B. ist das Wohlstandsniveau im internationalen Vergleich hoch, das staatliche Gewaltmonopol weitgehend durchgesetzt und körperliche Gewalt in breiten Bereichen der Gesellschaft verpönt. In ökonomischer Begrifflichkeit ausgedrückt: Der Grenzaufwand zur weiteren Senkung von Gewalt könnte mit der Annäherung an Gewaltlosigkeit erheblich steigen.

Kein Aggressionsforscher glaubt, dass man Gewalt völlig vertreiben könne. Wichtige Ursachen, Bedingungen, Katalysatoren oder Auslöser von ihr sind in einer liberalen Demokratie kaum zu verändern. So ist bekanntlich Aggression zu erheblichen Anteilen genetisch und epigenetisch bedingt, aber präventive Eingriffen in die DNA sind zumindest hierzulande noch Tabu. Zudem könnte ein totalitärer Staat durch rigide eigene Gewalt(androhung) private Gewalt unterdrücken, aber auch solche Repressionsphantasien sind glücklicherweise bei uns rar. Daher ist Gewalt nicht auf null zu drücken, und Präventionsziele dürfen nicht utopisch sein. Was folgt daraus für eine nationale Strategie zur Gewaltprävention?

2. Prioritäten und Ziele

Wer politisch neue Maßnahmen vorschlägt, sieht sich der Kostenfrage gegenüber: Wer soll das bezahlen? Eine nationale Präventionsstrategie darf keine politisch undurchsetzbaren Summen kosten. Ich werde daher bei meinen Überlegungen zur Kiellegung einer solchen Strategie *Sparsamkeitsprinzipien der Kosten-, Zeit-, Organisations- und Effizienzökonomie* folgen. Mein Vorschlag zur leichteren politischen Durchsetzbarkeit: Wir müssen das anbieten, was neuerdings politisch und ökonomisch ein „Deal“ heißt – auf der einen Seite Einsparungen durch den Abbau der Gießkannenförderung von zahllosen verstreuten und nicht nachweislich wirksamen Aktivitäten. Stattdessen die Entwicklung nachhaltig präventiver, flächendeckender Programme oder Maßnahmen, die möglichst viele Gewalttaten verhindern

Auf der letztjährigen Berliner Konferenz zu „25 Jahren Gewaltprävention“ wurden 19 Gewalt- und Präventionsfelder behandelt. Eine Strategie, die alle gleichermaßen angehen will, verzettelt sich und kann das Projekt ad calendae graecas vertagen. Also sind Prioritäten gefragt. Die Wissenschaften können dazu einige wichtige Entscheidungsgrundlagen liefern, beginnend mit Antworten auf die Frage, wie Strategieplanung machbar wird. Z. B. als Stufenplan, *first things first* (etwa durch Primär- oder Universalprävention im Kindesalter), *keep it simple and smart* (statt verstreuter, wirkungsloser Modellprojekte lieber wenige, aber effizienzgeprüfte Module für die Regelpraxis von Institutionen. So gut wissenschaftlich begründbar solche Priorisierungsvorschläge sind, derartige Prioritäten einer nationalen Strategie letztlich zu beschließen wäre eine demokratisch-politische Aufgabe auf staatlicher Ebene.

Es geht jedenfalls bei einer nationalen Präventionsstrategie um *Prioritätsfragen* wie:

- Welche *Arten* von Aggression und Gewalt in welchen Feldern mit welchen Zielen sollen signifikant gesenkt werden?
- Welche Faktoren und Prozesse sind besonders *gewaltförderlich*? (Identifizierung der relevanten Ursachen, Bedingungen, Katalysatoren, Auslöser).
- Welche davon sind überhaupt durch Prävention *beeinflussbar* – und mit welchem Aufwand?
- Welche Maßnahmen bewirken am besten langfristige Prävention?

3. Mittel

Was die *Mittel* zur Zielerreichung einer nationalen Strategie zur Gewaltprävention betrifft, also politische, pädagogische und andere praktische Maßnahmen, so müssen wir nicht bei null anfangen. National und international gab es schon viele Vorarbeiten zu solchen Strategien. Sie ist eines der UNO-Ziele nachhaltiger Entwicklung (Sustainable Development Goals, Target 16: “*Significantly reduce all forms of violence and related death rates everywhere*” – United Nations 2015), eine Strategie der WHO (World Health Organization 2014; 2015) und von Ländern wie der Schweiz (Nationales Präventionsprogramm „Jugend und Gewalt“ 2011-2015 – Schweizerische Kriminalprävention, SKP 2016). Auch internationale Konferenzen (z.B. University of Cambridge 2015), Präventionshandbücher (z.B. Donnelly & Ward 2015) und Programmdatenbanken wie die „Grüne Liste Prävention“ (Communities that care 2017) liefern viel Anschauungsmaterial, das sich nutzen lässt, um Zeit bei einer Planerstellung zu sparen. Andererseits gibt es auch abschreckende Beispiele, wie ein solcher Plan auf keinen Fall aussehen darf, z.B. die sogenannte „Strategie der Bundesregierung zur Extremismusprävention und Demokratieförderung“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend / Bundesministerium des Innern 2016). Diese setzt unter Missachtung des internationalen und interdisziplinären Forschungsstandes weitgehend viel zu spät in den Ursachenketten von Aggression, Fremdenfeindlichkeit und politischer Einstellungsbildung an (z.B. erst im Jugendalter, wenn Gruppendruck, Einstellungen und Aggressivität schon gefestigt sind oder mit Ausstiegs- und Opferhilfen), bietet viel Aktionismus und Peinlichkeiten (z.B. BMI-Wanderausstellung „VorBILDER“ mit Fotos von Sportlern und Politikern mit handgeschriebenen Sprüchlein, die für Toleranz und gegen Rechtsextremismus werben sollen) und kaum wissenschaftlich seriös nachgewiesene Wirkung zeigt.

Die vielen Gewaltformen und -felder – von der Partnergewalt bis zu Fußballhooligans – verleiteten bisher dazu, *top down* eine verwirrende Fülle von ad hoc-Erklärungen und Präventionsansätzen zu schaffen, in denen sich Praxis verzettelt. In Politik, Medien und Praxis vom Kita-Personal bis zur Polizei schwirren viele veraltete Theorien oder kühnenpsychologische Mythen über Gewalt herum.

Die Wissenschaften müssen dem *theoretische Modelle* entgegensetzen, die dem aktuellen internationalen und interdisziplinären Forschungsstand entsprechen. Dabei hilft eine *bottom up*-Strategie, orientiert am Sparsamkeitsprinzip des Ockhamschen Rasiermessers, also theoretische Erklärungen nur so komplex zu halten wie nötig.

Als Vorarbeiten gibt es Listen von Risikofaktoren wie von *Communities that care* (2013), aber erst *präzisere Modelle* des Zusammenwirkens der vielschichtigen Faktoren erlauben eine zielgenauere Auswahl strategischer Ansatzpunkte für wirksame Prävention (z.B. im Lebenslauf). Es gibt schon Anläufe zu solchen Modellen – vom eher situationsbezogenen „*General Aggression Model*“ (GAM, Anderson & Bushman 2002) bis zu meinem „*Biopsychosoziologischen Modell*“ (Wahl 2013), das auch international im Medizinbereich aufgegriffen wurde (Needham et al. 2016).

Trotz Ockhams Sparsamkeitsappell dürfen Modelle aber auch nicht unterkomplex sein. Formen und Verursachungsnetze von Aggression sind vielfältig: Es gibt Aggression als Abwehr oder Angriff, reaktiv oder aktiv, aus Angst oder Hass, aus Frust oder Lust usw. Es wäre allerdings ökonomisch, sich zunächst auf *gemeinsame Faktoren* hinter verschiedenen Gewaltformen zu konzentrieren, d.h. auf die in der Evolution entwickelten Grundmechanismen von Aggression, die auch noch zu heutigen Gehirnstrukturen und -funktionen gehören.

Wie tickt ein *Gehirn*? Alle Ursachen von Aggression (von den Genen bis zu Umwelterfahrungen) laufen im Gehirn zusammen. Im Hirn erfolgt dann auch die Motivation aggressiven Verhaltens. Die Gehirnprozesse und unsere daraus resultierenden aggressiven Verhaltensweisen folgen *drei Geschichten*:

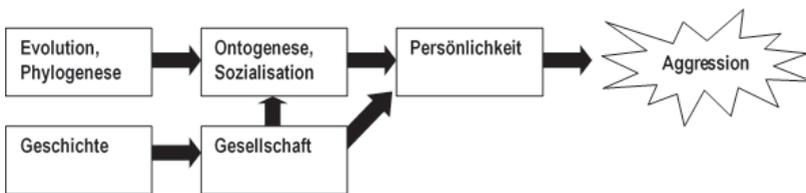
- Die längste ist die *Evolution*, in der sich grundlegende Aggressionsmechanismen bei Bedrohung der Person und ihrer Gruppe entwickelten, ebenso für die Konkurrenz um Ressourcen: *Fight or flight*, Verteidigung, Eroberung usw. als Voraussetzungen für das Überleben der eigenen Gene.
- Welchen Teil dieses allgemeinen Aggressionspotentials ein bestimmtes *Individuum* nutzt, hängt von der zweiten, kurzen Geschichte des Gehirns ab. Die beginnt mit der Zeugung, umfasst genetische und Schwangerschaftseinflüsse sowie frühe Sozialisationserfahrungen in Familie, Kita, *peer groups* usw. – all die Prozesse, die eine *Persönlichkeit formen*, sie ängstlich oder mutig, friedlich oder aggressiv usw. machen.
- In die Sozialisation eingelagert sind Niederschläge einer dritten Geschichte, der *Kultur- und Sozialgeschichte*: Moral und Normen aus Religionen und Ideologien (z.B. Nationalismus, Rassismus), die Gewalt rechtfertigen oder verbieten.

- Zusätzlich zu diesen drei Geschichten wirkt die *aktuelle Situation* auf das Gehirn ein: Wird eine Person bedroht, provoziert, frustriert, verletzt, von anderen aufgewiegelt, ist sie unter Stress oder Alkoholeinfluss – was alles Aggression auslösen und anheizen kann (Wahl & Wahl 2013, S. 24; Wahl 2013, S. 47-69).

Die Gehirnforschung kann mittlerweile einiges dazu sagen, welche dieser Faktoren an welchen Stellen des Gehirns unter welchen Umständen auf welche Weise wirksam werden (vgl. z.B. Lück; Strüber & Roth 2005; Wahl 2013) und damit auch Hinweise darauf geben, was davon präventiv zu beeinflussen ist.

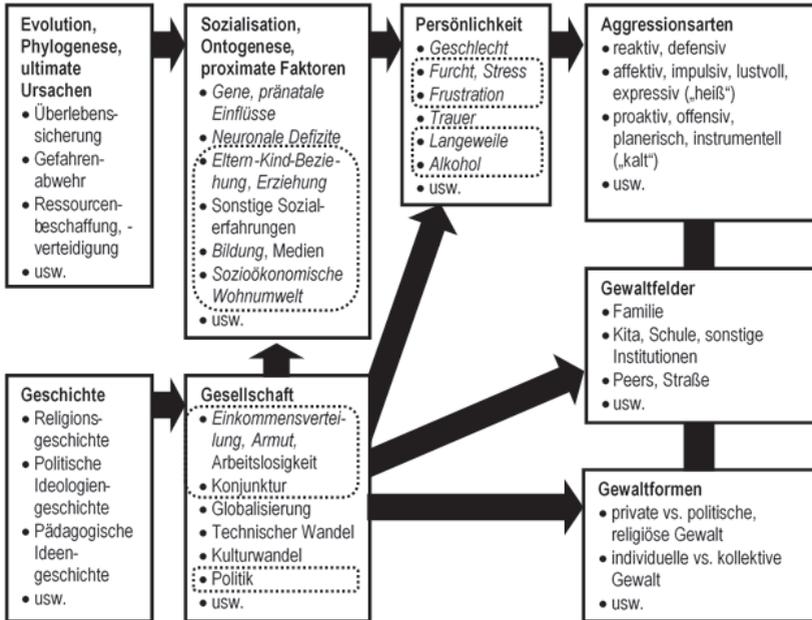
Man kann nun diese drei Geschichten des Gehirns und seiner Verhaltensmuster sowie die aktuelle Situation als Ausgangsfaktoren für ein *Modell der Aggressionsentstehung* nehmen, das *bottom up* auf der Grundlage von empirischen Forschungsergebnissen aufgebaut wird, d.h. beginnend mit einfachen Mechanismen, die in der Evolution (Phylognese) entwickelt wurden: Abwehr bei Bedrohung, Sicherung der eigenen Person, eigener und Gruppeninteressen usw. Sodann können genetisch, epigenetisch und durch Erfahrung erworbene Persönlichkeitseigenschaften sowie geschichtliche und gesellschaftliche Faktoren einbezogen werden, die aggressionsförderlich sind (Abbildung 1).

Abbildung 1: Allgemeines Modell der Aggressions- und Gewaltentstehung



Ein solches allgemeines Modell lässt sich dann immer weiter *verfeinern*, indem weitere Erkenntnisse aus der empirischen Forschung eingebaut werden. Ich deute hier nur beispielhaft einige der Faktoren vom Mikrokosmos der Persönlichkeit und ihrer Genese (Geschlecht, emotionale Grundhaltung, Stresserfahrungen usw.) bis zum Makrokosmos (kapitalistische Wirtschaftsordnung, Einkommensungleichheit, Religion, Subkulturzugehörigkeit usw.) an (Abbildung 2).

Abbildung 2: Detaillierteres Modell der Aggressions- und Gewaltentstehung



Ein solches empiriegestütztes Modell bietet dann die Möglichkeit, eine Auswahl jener Faktoren zu treffen, die laut Forschung (die dabei allerdings nicht immer eindeutig ausfällt) am *stärksten zur Aggressionsentstehung* beitragen (*kursiv*) und zusätzlich, welche am ehesten *durch Prävention zu beeinflussen* sind (- - - - gestrichelt eingerahmt).

Etliche Makrophänomene sind schwerer politisch und praktisch zu verändern als Mikrofaktoren: Globalisierung oder Kapitalismus sind kaum schnell abzuschaffen. Dagegen ist eine Erziehungsberatung rascher realisierbar.

Neben der Erstellung empirisch fundierter Modelle der Aggressions- und Gewaltentstehung zur Lokalisierung strategisch günstiger Faktoren für die Prävention hat eine Strategie eine weitere Aufgabe: Die Aktualisierung des internationalen Forschungsstandes über *langfristig wirksame gewaltpräventive Programme und Praxismodule*.

Auch dazu gibt es Vorarbeiten in Gestalt von Metaanalysen zu Präventionsprogrammen bis zu nachhaltigen Lernformen, teils auch von Forschern, die beim Deutschen Präventionstag aktiv waren oder sind (z.B. Lösel & Bender 2008; Beelmann & Karing 2014; Eisner & Ribesaud 2008; Hattie 2009; Durlak et al. 2011; Roth 2006 usw.).

Die Frage ist somit: Können bestimmte Präventionsprogramme, die – teils nach ausländischen Vorbildern – schon für Deutschland vorliegen (vgl. Wahl 2007; Wahl & Hees 2009) und -module (z.B. Übungseinheiten für Kita, Grundschule, Fachkräfte in Pflegeberufen, quartierbezogene Maßnahmen usw.) weiterentwickelt, neu kombiniert oder neu entwickelt werden? Wie können Modellprojekte und Freizeitprogramme, die nur höchst selektiv bestimmte Gruppen erreichen, durch Module für eine flächendeckende Regelpraxis abgelöst werden?

Für die Entwicklung von Präventionsprogrammen gibt es eine strukturelle Lücke. Erkenntnisse der Grundlagenforschung zur Aggressionsentstehung müssen z.B. in praktisch anwendbare Module für die Persönlichkeitsentwicklung, die Beeinflussung von Emotionen, Kognitionen und Verhalten umgemünzt werden, die im pädagogischen Alltag anwendbar, von Praktiker*innen rasch erlernt und bei Kindern und Jugendlichen so aufgenommen werden, dass sie langfristige Aggressivität abbauen. Um ein Beispiel aus einem anderen Bereich zu nennen: Das von der *Max-Planck-Gesellschaft* initiierte *Lead Discovery Center (LDC)* bietet die Brücke von der medizinischen Grundlagenforschung zur Produktion wirksamer Medizin. In der Industrie gibt es eine spezifische Berufsgruppe, die Ergebnisse der Grundlagenforschung in die Konstruktion von gebrauchsfertigen Apparaten überträgt, die Ingenieur*innen. Im sozialpädagogischen Sektor und anderen Praxisbereichen, die mit Gewalt konfrontiert sind, gibt es keine Sozialingenieur*innen für den Spagat zwischen Forschung und der Herstellung von Praxismodulen. Daher sollen oft vom Unterricht freigestellte Lehrer*innen, aber auch Sozialarbeiter*innen oder Polizist*innen und andere selbst Praxistaugliches erfinden. Das ist für diese Berufsgruppen meist eine Überforderung, weil sie weder die Zeit haben, sich die vielfältigen interdisziplinären Forschungsergebnisse zum jeweiligen Gewaltbereich anzueignen, noch z.B. das psychologische Wissen besitzen, das notwendig ist, um wirksame Lerneinheiten oder Praxismodule zu entwickeln. Die Entwicklung, Einführung und Evaluation von Präventionsmodulen erfordert also die aufwändige und institutionalisierte *Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis*.

Ein weiteres großes Manko in Deutschland ist die völlig unzureichende *Evaluation* präventiver Maßnahmen hinsichtlich ihrer *tatsächlichen nachhaltigen Wirkung*. Zwar ist bei der Mittelvergabe für solche Aufgaben mittlerweile oft Evaluation vorgesehen. In der Praxis wird das aber meist nicht auf wissenschaftlich seriöse Weise umgesetzt. Hierbei gibt es ein internationales und interprofessionelles Gefälle: Einige andere Länder haben stringenterere Evaluationsverfahren, und in Deutschland gehen meist Psycholog*innen und Mediziner*innen nach strengeren wissenschaftlichen Kriterien vor als etwa viele (Sozial-)Pädagog*innen. Schon 2007 kritisierten Manuel Eisner und Denis Ribeaud beim 12. Deutschen Präventionstag die äußerst mangelhafte Evaluation von Präventionsprogrammen, die oft nur die subjektive Zufriedenheit der Nutzer*innen erfassten, aber nicht die tatsächliche vorbeugende Wirkung gegenüber Gewaltausübung. Die Begeisterung der Nutzer*innen über die Wirksamkeit der Programme gleiche ihrer Meinung nach „den Effekten von Wünschelruten, Kupferbändern oder Kristallkugeln“, sage also gar nichts über die Effekte (Eisner & Ribeaud 2008, S. 173). Aber auch die Wirksamkeit anderer pädagogischer Anstrengungen wird stark bezweifelt. So weist Irene Dittrich, eine Initiatorin des kürzlich ergangenen Professor*innen-Aufrufs zu Kita-Qualität darauf hin: „Kein Medikament wird zugelassen, ohne dass es in zahlreichen Forschungsprojekten seine Wirkung belegt und die Nebenwirkungen so gut wie möglich ausgeschlossen wurden. Die lebenslangen Wirkungen pädagogischer Konzepte prüfen wir nicht“ (Dittrich 2017). Auch für alle Programme und Maßnahmen zur Gewaltprävention muss aber der Satz gelten: „Entscheidend ist, was hinten rauskommt“. Was wirkt noch nach einigen Jahren nachhaltig? Und zwar gemessen, nicht gefühlt! Eine solche Wirkungsevaluation dauert notwendigerweise ihre Zeit – über eine Legislaturperiode hinaus!

Welche Institute kommen für eine Modul- bzw. Programmentwicklung, -implementation und -evaluation in Betracht? Ein aufgerüstetes DPT-Institut für angewandte Präventionsforschung, das Nationale Zentrum Kriminalprävention (NZK), das Deutsche Jugendinstitut (DJI) oder welches andere? Dazu sollte vor allem von wissenschaftlicher Seite ein Vorschlag gemacht werden.

Die Programmentwicklung bedarf des Weiteren einer politischen Einbettung. Angesichts der Zersplitterung der Zuständigkeiten auf Bund-, Länder- und Kommunalebene ist eine vereinte, nationale Strategie notwendig – mitsamt ihren komplizierten Vorläufen. Dabei kann der hier mit wissenschaftlichen, praktischen und ökonomischen

Argumenten vorgeschlagene „Deal“ von Nutzen sein: Statt viel Geld mit der Gießkanne an zahllose (Modell-)Projekte von Gebietskörperschaften und zivilgesellschaftlichen Akteur*innen mit sehr fraglicher Wirksamkeit zu verteilen, sollte das Geld für die Entwicklung präventiv nachweislich wirksamer Module für eine flächendeckende Regelpraxis benutzt werden.

Sodann müssen etwa Präventionsmodule für Kitas und Schulen möglichst gemeinsam durch Länderministerien in Rahmen- und Lehrplänen verankert werden. Die Finanzierung der Maßnahmen ist als Daueraufgabe sicherzustellen.

4. Strategisch begründeter Beginn: Frühe Prävention im Kindesalter

Aufgrund arbeitsökonomischer Prioritäten plädiere ich beim Aufgabelock zu einer nationalen Präventionsstrategie für die *dritte* der von Marks und Voß vorgeschlagenen Strategien: Den *Beginn mit einzelnen strategischen Feldern*. Dazu schlage ich die *frühe Prävention im Kindesalter* vor, d. h. Primär- und teils Sekundärprävention in Familien, Kita, insbesondere im Kindergarten (3-6-Jährige) und in Grundschulen. Für diesen Altersbereich sprechen *mehrere Gründe*:

Die *Prävalenz* von Aggressivität im Lebenslauf folgt einer Kamelhöckerkurve. Im Kindergarten- und späteren Jugendalter ist die Mehrheit der Jungen gelegentlich körperlich gewalttätig, Mädchen etwas seltener. Für die Häufigkeit späterer Gewalttaten von Jugendlichen und Erwachsenen ist indes eine kleine Gruppe entscheidend: Etwa 5 % der seit der Kindheit *andauernd* überdurchschnittlich Aggressiven und sozioemotional Auffälligen, aus denen sich auch die meisten späteren Mehrfachgewalttäter (Tremblay 2007) und auch viele spätere politische oder religiöse Täter rekrutieren, wie deren Vorgeschichten erkennen lassen. Wenn man also Kinder mit anhaltenden emotionalen und sozialen Schwierigkeiten beobachten und ihnen früh helfen könnte, wäre das eine günstige Vorbeugung für zahlreiche spätere Entwicklungsprobleme, Gewalt, sonstige Delinquenz usw. (Wahl 2003, S. 111-112; Peucker, Gaßebner & Wahl 2003, S. 225-228; Lützing 2010; Wahl 2013, S. 118; Chermak & Gruenewald 2015; Bevilacqua et al. 2017). Prävention muss daher schwerpunktmäßig dieser Gruppe von Kindern möglichst früh Aufmerksamkeit widmen (auch als Einzelfallbehandlung), jenseits von Programmen für alle Kinder.

Es gibt noch eine zweite präventiv wichtige Altersphase, etwa ab der Pubertät, in der sich oft entscheidet, ob ein Kind zum Sportverein, Jugendorchester, zu christlichen Pfadfindern oder zu gewalttätigen

Cliquen von Fußball-Hooligans, Neonazis oder islamistischen Fundamentalisten stößt. In dieser Altersstufe müssen hilfreiche Angebote ansetzen, nicht erst, wenn Jugendliche sozial und emotional in solche aggressiven Gruppen eingebunden sind – wie es leider immer noch viele zu spät kommende Angebote der Jugendarbeit vorsehen.

Es gibt noch eine Reihe weiterer Gründe für frühe Prävention:

- Im Kindesalter kann noch am ehesten etwas gegen die bereits zuvor sehr wirksamen genetischen, epigenetischen und frühkindlichen Aggressionsfaktoren getan werden. In dieser Altersphase können somit Entwicklungspfade zu Gewaltkarrieren (auch politische oder religiöse) am ehesten gebremst werden. Man beugt so also mehreren späteren Gewaltformen vor.
- In Kindergarten und Grundschule können praktisch alle Kinder zum ersten Mal öffentlich beobachtet und professional sozialpädagogisch behandelt werden.
- In diesen Einrichtungen überlappen sich gewaltpräventive Maßnahmen mit Maßnahmen zur Förderung psychischer Gesundheit. Das bringt Synergien und Einsparungen.
- In die frühe Förderung von Kindern investiertes Geld (z.B. für Familienhilfen) zahlt sich in ihren weiteren Lebensläufen in vielen Fällen besser aus (etwa als Kriminalitätsreduktion) als spätere Investitionen (z.B. für Gefängnisse) (Drake, Aos & Miller 2009).

Entgegen diesen wissenschaftlichen und praktischen Gründen für Gewaltprävention im Kindesalter setzen leider die meisten bisherigen Programme gegen Gewalt in Deutschland erst in der *Jugend* an, d.h. wenn Gewalt für die Öffentlichkeit und Politik spektakulär wird, Prävention aber nicht mehr viel bewirkt.

Für frühe Angebote muss die Auswahl geeigneter Ansatzpunkte für Prävention mehrere Kriterien berücksichtigen (vgl. analog Wahl 2015, 144):

- Wie stark beeinflussen die einzelnen Faktoren die Entstehung von Gewalttätigkeit (z.B. Persönlichkeitszüge, elterlicher Erziehungsstil, Kita-Curriculum, Armut, Wohnumgebung)?
- Wie stark sind diese Faktoren jeweils ihrerseits von außen durch Präventionsmaßnahmen zu beeinflussen (z.B. Elternbildung, Ausbildung des pädagogischen Kita-Fachpersonals)?

- Die Kombination beider Variablen resultiert in einer Empfehlung, welche gewaltfördernden Faktoren mit welchen präventiven Mitteln am wahrscheinlichsten zu minimieren sind.

Aus einschlägigen Forschungsergebnissen dazu, wie sich die Aggressivität von Kindern und Jugendlichen entwickelt, resultiert eine ganze Reihe von *Ansatzpunkten für frühe Prävention*. Dazu gehören empirisch ermittelte *Vorläufervariablen von Gewalttätigkeit*, die schon im Kindesalter zu beobachten sind, darunter z.B.:

- Verzerrte Sozialwahrnehmung (Gewalttäter empfinden andere als provokativ oder aggressiv, obwohl das objektiv nicht der Fall ist, und schlagen „zur Verteidigung“ als Erste zu)
- Hypersensibilität, Unsicherheit, Ängstlichkeit („Angstbeißer“)
- Frustration, Ärger
- Impulsivität
- Dominanz, überhöhtes Selbstwertgefühl
- Lust an Gewalt
- Langeweile (sensation seekers)
- Hyperkinetik (kann eskalierende rigide Erziehungsmuster durch Erwachsene hervorrufen, die wiederum kindliche Aggression stimulieren kann)
- Trauer (Aggression als Hilfeappell).

Gegen diese riskanten Persönlichkeitseigenschaften lassen sich Eigenschaften trainieren, die die Aggressionsentwicklung hemmen können. Auch wenn Anteile dieser Eigenschaften genetisch vorprogrammiert sind, lassen sich z.B. die korrekte Wahrnehmung von emotionalen Gesichtsausdrücken anderer einüben, Empathie, Angstabbau, Ärger- und Impulskontrolle fördern, traurige Kinder trösten usw.

Eigenschaften und Kompetenzen wie Sicherheitsgefühl, Empathie, Impulskontrolle, aber auch Resilienz, Fairness, angemessenes Selbstwertgefühl usw. beugen netterweise auch weiterem Risikoverhalten (z.B. allgemeiner Delinquenz, Drogenkonsum) vor. Daher nenne ich einen solchen Katalog von Eigenschaften bzw. Kompetenzen eine Art „*sozialpädagogisches Breitband-Antibiotikum*“, das gegen viele Probleme helfen kann (vgl. Wahl & Hees 2009, S. 130 f.).

Erfreulicherweise gehört die Förderung vieler dieser Eigenschaften bereits zu den *pädagogischen Zielen moderner Kitas* mit ihrem Auf-

trag, „die soziale, emotionale, körperliche und geistige Entwicklung des Kindes“ (§ 22 (3) SGB VIII) zu fördern. Allerdings werden sie oft noch mit wenig nachhaltig wirksamen Methoden vermittelt, was ihre aggressionspräventive Funktion begrenzt.

Da diese Eigenschaften grundsätzlich das Aufwachsen und Wohlergehen psychisch gesunder, sozialverträglicher Menschen fördern, verweisen sie auch auf Konzepte wie Antonovskys *Salutogenese* (Lindström & Eriksson 2005) oder *Youth Happiness* (Oh 2017), wie sie neue *Public (Mental) Health*-Strategien nutzen. Eine stärkere Zusammenarbeit von Public Health und Gewaltprävention (Heckmann 2016) wegen überlappender Ziele bei frühen Hilfen für Familien und der Elementarerziehung wird auch von der WHO vorgeschlagen.

Als Nebeneffekt dieser Überlappung würden auch Bedenken erledigt, die vor einer Überdehnung des Präventionsbegriffs warnen, weil Gewaltprävention in der Kita stigmatisierend auf Kinder wirken könne (Holthusen & Lüders 2003, S. 20-21). Also nennen wir es einfach die *Förderung sozialer Lebenskompetenzen*.

Wie könnten nun als präventiv wirksam erkannte Module zur Förderung sozialer Lebenskompetenzen in *die soziale und pädagogische Praxis früher Hilfen, Betreuungs-, Erziehungs- und Bildungsformen eingebracht* werden? Dazu nur einige Stichworte:

Hilfen für Familien:

- Bessere Ausbildung von Familienhelfer*innen (Hebammen, Laienhelfer*innen etc.),
- mehr aufsuchende Familienberatung, unterstützt durch Supervision und psychologische Fachberatung.
- Hilfen in Kitas / Kindergärten:
- Förderung sozialer Lebenskompetenzen in Regelpraxis (allgemeines Curriculum) statt Extraprogrammen,
- Ausbildung des Fachpersonals über verschiedene Aggressionsarten, -ursachen und den Umgang damit, auch in Einzelhilfen,
- verpflichtende Fortbildung,
- Personalaufstockung (auch ohne Zusatzaufgaben ist die Personaldecke noch viel zu dünn),
- unterstützt durch psychologische Fachberatung für die pädagogischen Fachkräfte,
- Extra-Programme für Risikoorte, -gruppen.

Hilfen in Grundschulen:

- Förderung sozialer Lebenskompetenzen als Unterrichtsprinzip,
- ergänzt um teilweise spezifische Curricula,
- Ausbildung von Lehrkräften,
- verpflichtende Fortbildung,
- Personalaufstockung (für team-teaching usw.),
- Beratung durch psychologische Fachkräfte,
- Extra-Programme für Risikoorde, -gruppen.

5. Fazit

Die nächsten Schritte zu einer Präventionsstrategie aus meiner wissenschaftlichen Sicht wären somit:

Was?	Wer?
Prioritätensetzung: Welche Gewaltarten und -felder? Vorschlag: Frühe Aggressionsentwicklung in Familie, Kita, Grundschule	DPT+ Interdisziplinäre Wissenschaftskommission
Gewaltförderliche Faktoren / Prozesse identifizieren; in theoretisches Modell zur Gewaltentstehung einbauen	Interdisziplinäre Wissenschaftskommission
Präventiv beeinflussbare Faktoren / Prozesse identifizieren; im Modell identifizieren	Kommission aus Wissenschaft und pädagogischer Praxis
Langfristig wirksame Präventionsmodule / -programme finden, entwickeln, implementieren, evaluieren, weiterentwickeln	Wissenschafts-Praxis-Institut(e)

Ansätze früher Hilfen bzw. Sozialpädagogik für Familien und kleine Kinder sind zentral für effiziente und nachhaltige Gewaltprävention – aber sie decken natürlich nicht alles ab. Andere Expert*innen werden *weitere Bereiche* behandeln müssen – von der Gewalt in Partnerschaften bis zur Straßengewalt, von Fußball-Hooligans bis zur Gewalt in Senioreneinrichtungen, von der Waffenkontrolle bis zum anlaufenden *Predictive Policy*. Eine umfassende Nationale Strategie der Gewaltprävention sollte das alles berücksichtigen. Doch ist es höchstwahrscheinlich

scheinlich effektiv, mit Teilbereichen zu beginnen, wie von mir vorgeschlagen.

Im Übrigen gilt:

- *Öffentlichkeit und Politik aufklären* (Journalist*innen, Politiker*innen und Verbandsfunktionär*innen verbreiten oft sehr verkürzte und problematische Vorstellungen von Gewaltentstehung und dem Umgang damit. Hier ist mehr wissenschaftliche Aufklärung nötig, neudeutsch eine wissenschaftlich basierte „Erzählung“ zu Gewaltprävention).
- *Schaffung eines Kooperationsverbundes* aus Bund, Ländern, Kommunen und evtl. weiteren Organisationen (z.B. Wohlfahrtsverbände) zur Realisierung einer Nationalen Gewaltpräventionsstrategie.
- „Deal“: Anstelle der undifferenzierten, weitgehend wirkungslosen Gießkannenförderung aller möglichen Projekt und „Ansätze“ die Finanzierung zielgenauer, langfristig wirksamer flächendeckender Programme und Module in der Regelpraxis von Einrichtungen. Anders gesagt auch: Klotzen, nicht kleckern.
- *Konzentration auf Regelpraxis*, Extraprogramme nur für spezifische soziale Umgebungen und Risikogruppen.
- Wissenschaftlich aktualisierte *Ausbildung* von Fachkräften im Bildungs- und Sozialsektor über Aggressionsentstehung und Umgang damit.
- Wissenschaftlich seriöse *Langzeit-Evaluation* präventiver Maßnahmen – ihre Wirkung muss gemessen, nicht nur gefühlt werden.

Und schließlich, Politik und Öffentlichkeit müssen wissen: *Nachhaltige Prävention braucht Zeit!* Das ist ähnlich wie beim Gegensteuern gegen Klimawandel oder beim Umbau von überholten Industrieregionen. Der Fortschritt ist eine Schnecke, aber man muss zumindest die geeignetste Schnecke auf die Rennbahn setzen!

Literatur

- Anderson, C.A. & Bushman, B.J. (2002). Human Aggression. *Annual Review of Psychology* 53, 27-51.
- Beelmann, A., & Karing, C. (2014). Implementationsfaktoren und -prozesse in der Präventionsforschung: Strategien, Probleme, Ergebnisse, Perspektiven. *Psychologische Rundschau* 65(3), 129-139.
- Bevilacqua, L et al. (2017). Conduct problems trajectories and psychosocial outcomes: a systematic review and meta-analysis. *European Child & Adolescent Psychiatry*, DOI: 10.1007/s00787-017-1053-4, https://www.researchgate.net/publication/320245590_Conduct_problems_trajectories_and_psychosocial_outcomes_a_systematic_review_and_meta-analysis
- Bundeskriminalamt (2017). Polizeiliche Kriminalstatistik. Jahrbuch 2016, Bd. 4. Wiesbaden: BKA.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend / Bundesministerium des Innern (Hrsg.) (2016). Strategie der Bundesregierung zur Extremismusprävention und Demokratieförderung. Berlin: BMFSFJ. <https://www.bmfsfj.de/blob/109002/5278d578ff8c59a19d4bef9fe4c034d8/strategie-der-bundesregierung-zur-extremismuspraevention-und-demokratiefoerderung-data.pdf>
- Bundesministerium für Gesundheit (2017). Krankenhaushygiene. <http://www.bundesgesundheitsministerium.de/themen/krankenversicherung/stationaere-versorgung/krankenhaushygiene.html>
- Chermak, S., & Gruenewald, J. A. (2015). Laying a Foundation for the Criminological Examination of Right-Wing, Left-Wing, and Al Qaeda-Inspired Extremism in the United States. *Terrorism and Political Violence* 27(1), 133-159.
- Communities that care -- CTC (2013). Risikofaktorenmatrix. <http://www.ctc-info.de/nano.cms/risikofaktorenmatrix>
- Communities that care – CTC (2017). Grüne Liste Prävention. <http://www.gruene-liste-praevention.de/nano.cms/datenbank/information>
- Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen (2017). Alkohol. <http://www.dhs.de/datenfakten/alkohol.html>
- Dittrich, I. (2017). Qualität in der Kita-Betreuung. *Aktuelles. Hochschule Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften* 30.8.2017. <https://soz-kult.hs-duesseldorf.de/aktuelles/20170830?showarrows=1&sid=nxxksudb0klzqlihocsi5uae>

- Donnelly, P. D., & Ward, C. L. (Eds.). (2015). *Oxford textbook of violence prevention: Epidemiology, evidence, and policy*. Oxford: Oxford University Press.
- Drake, E. K., Aos, S., & Miller, M. G. (2009): *Evidence-Based Public Policy Options to Reduce Crime and Criminal Justice Costs: Implications in Washington State*. *Victims and Offenders* 4, 170–196.
- Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Die (2017). *Drogen- und Suchtbericht*. Berlin: BMG. http://www.drogenbeauftragte.de/fileadmin/dateien-dba/Drogenbeauftragte/Drogen_und_Suchtbericht/flipbook/DuS_2017/files/DuS_2017_download.pdf
- Durlak, J. A. et al. (2011). *The Impact of Enhancing Students' Social and Emotional Learning: A Meta-Analysis of School-Based Universal Interventions*. *Child Development* 82(1), 405–432.
- Eisner, M. (2003). *Long-Term Historical Trends in Violent Crime*. *Crime and Justice*, 30, 83–142.
- Eisner, M. (2014). *From Swords to Words: Does Macro-Level Change in Self-Control Predict Long-Term Variation in Levels of Homicide?* *Crime and Justice*, 43(1), 65-134.
- Eisner, M. & Ribeaud, D. (2008). *Markt, Macht und Wissenschaft. Kritische Überlegungen zur deutschen Präventionsforschung*. In: Marks, E. & Steffen, W. (Hrsg.). *Starke Jugend – starke Zukunft. Ausgewählte Beiträge des 12. Deutschen Präventionstages 2007 (173-191)*. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg.
- Hattie, J. (2009). *Visible learning: A synthesis of over 800 meta-analyses relating to achievement*. Abingdon: Routledge.
- Heckmann, W. (2016). *Programmatik für die Entwicklung gemeinsamer Perspektiven von Gewaltprävention und Public Health*. In: S. Voß & E. Marks (Hg.). *25 Jahre Gewaltprävention im vereinten Deutschland*. Bd. II (281-286). Berlin: Pro Business.
- Holthusen, B., & Lüders, C. (2003). *Evaluation von Kriminalitätsprävention – Eine thematische Einleitung*. In: *Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hrsg.)*. *Evaluierte Kriminalitätsprävention in der Kinder- und Jugendhilfe (9-30)*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Lindström, B., & Eriksson, M. (2005). *Salutogenesis*. *Journal of Epidemiology & Community Health*, 59(6), 440-442.
- Lösel, F. (2008): *Prävention von Aggression und Delinquenz*. In: Marks, E. & Steffen, W. (Hrsg.): *Starke Jugend – starke Zukunft. Ausgewählte Beiträge des 12. Deutschen Präventionstages 2007 (129 -151)*. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg.

- Lück, M. D., Strüber, D. & Roth, G. (2005). Psychobiologische Grundlagen aggressiven und gewalttätigen Handelns. Oldenburg: Universität Oldenburg.
- Lützinger, S. (2010). Die Sicht der Anderen: eine qualitative Studie zu Biographien von Extremisten und Terroristen. Köln: BKA/Luchterhand.
- Needham, I. et al (2016). Preface. In: I. Needham et al. (eds). Violence in the Health Sector. Proceedings of the Fifth International Conference on Violence in the Health Sector. 26–28 October 2016, Dublin (pp.5-6). Dwingeloo: Kavanah.
- Oh Hae-Sub (2017). The Research Achievements and Future Research Direction of a Study on Youth Happiness-Oriented Community's Index and Construction Project (2013-2016). Bluenote. Korean Youth Policy Review 6(2), 1-12. http://newsletter.myzenic.com/html/nypi/NYPI%20Bluenote_Korean%20Youth%20Policy%20Review_Vol.6%20Issue2.pdf
- Peucker, Ch., Gaßebner, M., & Wahl, K. (2003). Die Sicht der Polizei: Strukturanalyse fremdenfeindlicher, rechtsextremer und antisemitischer Tatverdächtiger. In: K. Wahl (Hrsg.), Skinheads, Neonazis, Mitläufer (207-258). Opladen: Leske + Budrich.
- Roth, G. (2006). Wie bringt man das Gehirn von Schülern zum Lernen? Delmenhorst: Hanse Wissenschaftskolleg. Vortragsfolien. https://www.hausderwissenschaft.de/Binaries/Binary1070/Roth_-_Lehren_und_Lernen.pdf
- Schweizerische Kriminalprävention (SKP) (2016). Nationales Präventionsprogramm „Jugend und Gewalt“. Bern: SKP. <http://www.jugendundgewalt.ch/de.html>
- Statistisches Bundesamt (2017). Todesursachen. <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Gesundheit/Todesursachen/Todesursachen.html>
- Tremblay, R. E. (2007). The development of youth violence: An old story with new data. European Journal on Criminal Policy and Research 13, 161–170.
- United Nations Office on Drugs and Crime -- UNODC (2013). Global Study on Homicide 2012. <https://www.unodc.org/gsh/en/maps.html>
- United Nations (2015). Sustainable Development Goals. Goal 16 Targets. <http://www.un.org/sustainabledevelopment/peace-justice/>

- University of Cambridge, Institute of Criminology, Violence Research Centre & World Health Organization (2015). Global Strategies to Reduce Violence by 50% in 30 Years. Cambridge: University of Cambridge. <http://eprints.uwe.ac.uk/30156/1/GLOBAL%20STRATEGIES%20to%20reduce%20violence%20by%2050%25%20in%2030%20years.pdf>
- Wahl, K. (2003). Entwicklungspfade und Sozialisationsprozesse. In: K. Wahl (Hrsg.). *Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention* (90-143). Opladen: Leske + Budrich.
- Wahl, K. (2007). *Vertragen oder schlagen? Biografien jugendlicher Gewalttäter als Schlüssel für eine Erziehung zur Toleranz in Familie, Kindergarten und Schule*. Berlin: Cornelsen Scriptor.
- Wahl, K. (2013). *Aggression und Gewalt: Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick*. 2. Aufl., Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Wahl, K. (2015). *Wie kommt die Moral in den Kopf? Von der Werteeziehung zur Persönlichkeitsförderung*. Berlin: Springer Spektrum.
- Wahl, K. & Hees, K. (2009). *Täter oder Opfer? Jugendgewalt – Ursachen und Prävention*. München: Reinhardt.
- Wahl, K. & Wahl, M. Rh. (2013). *Biotische, psychische und soziale Bedingungen von Aggression und Gewalt*. In: B. Enzmann (Hrsg.). *Handbuch Politische Gewalt. Formen – Ursachen – Legitimation – Begrenzung* (15-42). Wiesbaden: Springer VS.
- World Health Organization (2015). *Preventing youth violence: an overview of the evidence*. Geneva: WHO. http://apps.who.int/iris/bitstream/10665/181008/1/9789241509251_eng.pdf
- World Health Organization, Regional Office for Europe (2014). *European facts and the global status report on violence prevention 2014*. Copenhagen: WHO. http://www.euro.who.int/__data/assets/pdf_file/0007/265750/European-facts-and-the-Global-status-report-on-violence-prevention-2014-Eng.pdf?ua=1